



74 JAHRE NACH IHRER VERTREIBUNG AUS DORSTEN besuchte Elise Hallin – geb. Ilse Reifeisen – Ende Mai 2012 die Heimat ihrer Jugend. Sie gehörte mit ihrer Familie zu denjenigen, die am 28. Oktober 1938 von der sog. »Polendeportation« betroffen waren: Das NS-Regime wies damit etwa 17.000 staatenlose und seit langem in Deutschland lebende Juden nach Polen aus und erprobte zugleich die Logistik einer solchen »Aktion«. Die Familie Reifeisen durfte aus Gründen der Geschäftsauflösung noch einmal nach Deutschland zurückkehren, Ilse konnte mit einem Kindertransport nach Schweden gerettet werden, ihre Angehörigen wurden 1942 nach Riga deportiert und später ermordet.

Über diesen Besuch in Dorsten und im Jüdischen Museum folgt ein ausführlicher Bericht in der nächsten Ausgabe von »Schalom«

INHALT

TAGUNG »HEIMAT – EXIL – DIASPORA«

DANK AN GISELA BRÜCKNER

DIE »SENDER-BRIEFE«

ORTE JÜDISCHEN LEBENS IN HERFORD

JÜDISCHE AUSWANDERER AUS RHEINHESSEN

STOLPERSTEINE FÜR FAMILIE WOLFF

NACHRICHTEN AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

PORTRÄT WILHELM STERNFELD

SCHLAGLICHTER

... UND MEHR

מוזיאון יהודי
וסטפליה Jüdisches
Museum
Westfalen

NICHT »FÜR LAU«

GESCHICHTSKULTUR UND GESCHICHTSLERNEN IN NRW

Der Trägerverein des Jüdischen Museums Westfalen hat in den letzten Jahren intensiv darauf hingewiesen, dass Niveau und Ausmaß unserer Arbeit ohne stärkere öffentliche Unterstützung ab 2012 nicht zu halten sind. Dieser Punkt ist nun erreicht – mit den Vorstandsneuwahlen vom April 2012 (siehe unten) ist unsere Geschäftsführung entscheidend geschwächt und wir stehen vor einer Phase des Improvisierens. Wie kommt es, dass wir nicht weiter gekommen sind?

Unsere Argumente stießen auf offene Ohren, und auch recht konkrete Gespräche – nicht nur mit uns, sondern auch an einem Runden Tisch mit anderen Gedenk- und Erinnerungsstätten – ließen eine bescheidene Förderung durch das Land NRW als ersten

Schritt in greifbare Nähe rücken – bis die NRW-Neuwahlen dazwischen kamen. Die administrative und haushaltstechnische Umsetzung dieser politischen Bekundungen ist »eingefroren« – selbst für diese kleine Teillösung unserer Zukunftsprobleme haben wir also erneut wertvolle Monate verloren, in denen wir nicht so handlungsfähig sind wie wir waren und sein wollen. Und dies, obwohl wir alles getan haben, um sehr frühzeitig auf diese kommende Lage hinzuweisen...

Dies ist ein Anlass, erneut darauf hinzuweisen, dass historisch-politisches wie interreligiöses Lernen und deren Unterstützung durch außerschulische Lernorte nicht kostenlos zu haben sind. Die Fachpolitiker in Düsseldorf wissen das und haben in

den letzten Jahren die entsprechenden Etats aufgestockt, weil NRW sich in dieser Frage allzu lange auf dem Level des bevölkerungsarmen Landes Mecklenburg-Vorpommern bewegt hat. Unser Verein und viele, viele Unterstützer haben ihre Beiträge geleistet, doch bürgerschaftliches Engagement kann auch in diesem Feld nicht alle Probleme lösen.

Freunde und Besucher/innen des Jüdischen Museums sollen für ihre nachhaltige Unterstützung nicht »bestraft« werden, also machen wir weiter. Nutzen Sie uns, erzählen Sie anderen von uns – und fragen Sie bei Gelegenheit einmal Ihren Landtagsabgeordneten nach unserer Zukunft!

■ *Norbert Reichling*

NACHRICHTEN

MITGLIEDERVERSAMMLUNG IN DORSTEN: Am 23. April veranstaltete der Trägerverein des Museums seine Jahreshauptversammlung; aus diesem Anlass wurde auch – wie schon in den Vorjahren – ein ausführlicher schriftlicher Rechenschaftsbericht vorgelegt. Der bisher amtierende Vorstand berichtete über die Schwerpunkte seiner Arbeit; dabei standen die Versuche im Vordergrund, die Tätigkeit des Museums langfristig, u.a. durch Zuwendungen des Landes NRW, abzusichern. Diese Bemühungen sind durch die politische Entwicklung und die Neuwahlen aufgehalten, aber nicht erledigt. – Die Vorstandsneuwahlen ergaben eine große Kontinuität: zum Vorsitzenden wurde erneut Dr. Norbert Reichling gewählt, stellvertretende Vorsitzende bleibt Elisabeth Schulte-Huxel. Als Schriftführer fungiert weiterhin Dr. Bert Schreiber, als Beisitzer Prof. Werner Springer. Als finanzverantwortliches Vorstandsmitglied wurde erstmals Walter Vieth (Schermbek) –

wie die anderen Mitglieder – für die Periode 2012-2015 gewählt.

STEINWACHE DORTMUND: In der Dauerausstellung der Gedenkstätte Steinwache – am Ort eines Polizeigefängnisses und des NS-Terrors – wurden im Frühjahr 2012 neue Medienstationen eröffnet. Die zeigen einerseits Auszüge aus lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Häftlingen; andererseits geben sie eine Vertiefung zum Thema »jüdisches Leben in Dortmund vor 1933« mit audiovisuellen Informationen über einzelne jüdische Biografien, einen virtuellen Rundgang durch die imposante Dortmunder Synagoge von 1900 (abgerissen im Oktober 1938) und vieles mehr.

»GE-DENK-ZELLEN« IN LÜDENSCHIED: Nach fünfjährigen Vorarbeiten konnten im »Alten Rathaus« von Lüdenscheid die geplanten sogenannten »Ge-Denk-Zellen« erstmals präsentiert werden. Ehemalige Haftzellen, in denen während der

Nazizeit Hunderte LüdenscheiderInnen als politische Häftlinge inhaftiert, bedroht und zusammengeschlagen bzw. gefoltert wurden, werden derzeit mit einer kleinen Ausstellung hergerichtet. Eine offizielle Eröffnung ist für den Herbst vorgesehen, und im Lauf der nächsten Jahre soll mit wechselnden Akzenten an verschiedene Opfergruppen intensiver erinnert werden. Am 28. April 2012 – dem 70. Jahrestag der Deportation von Lüdenscheider Juden – haben Gäste aus mehreren Partnerstädten und aus Israel anlässlich einer Gedenkveranstaltung die neue Institution vorbeichtigt.

Eine Bürgerinitiative, 2010 in einen Verein überführt, konnte die anfangs schweren Bedenken der Kommunalpolitik langsam zerstreuen und auch die Finanzierungsprobleme – u.a. mit EU-Unterstützungsgeldern, die auf eine Verbindung mit den kommunalen Partnerstädten setzen, sowie mit Projektmitteln des Landes NRW – lösen.

HEIMAT – EXIL – DIASPORA.

JÜDISCHE ZUGEHÖRIGKEITSERFAHRUNGEN UND -REFLEXIONEN – EINE FACHTAGUNG IN DORSTEN

In einer Tagung hat das Jüdische Museum Westfalen Ende März seine bisherige Recherche zum Thema »Heimatkunde. Juden – Nachbarn – Westfalen« zur Diskussion gestellt. Diese Arbeit wird Anfang 2014 in eine Sonderausstellung münden. Die Veranstaltung wurde von mehr als 40 Interessierten aus Geschichtsvereinen, Stadtarchiven, Gedenkstätten und Forschung sowie von Mitgliedern jüdischer Kulturvereine besucht.

In seiner Einführung verdeutlichte Norbert Reichling den Kontexte: Anliegen des Projekts »Heimatkunde« sei eine neue Blickrichtung auf jüdisch-nichtjüdische Nachbarschaft und ihr Zerbrechen im 19. und 20. Jahrhundert. Aus heutiger Warte könne darauf keine einheitliche Perspektive mehr eingenommen werden – weder der Staat Israel noch die Shoah seien notwendige Konsequenzen der gescheiterten Symbiose, sondern eine Vielfalt von Positionen zum Thema Heimat, Heimatrecht, Heimatliebe, Heimatverlust und Heimweh, mehrere Heimaten müsse anerkannt werden, bis hin zu den spannungsreichen Selbstverständnissen der Einwanderer der letzten 20 Jahre. Auf diese Themen könne man, informiert durch Sozial-, Alltags-, Kultur- und Geschlechtergeschichte, erneut und anders schauen, als es vor 30 Jahren möglich war.

Mit einem Einleitungsreferat von Prof. Reinhard Rürup (Berlin) wurde die Bedeutung des lange vernachlässigten Themas »Land- und Dorfjudentum« untermauert. Juden geraten dabei als Akteure und Unterworfenen der Modernisierung in den Blick; ihre Geschichtsschreibung habe meistens die Stadt als »natürlichen Standort« der Juden angesehen, das Landjudentum hingegen als »absterbende Restbevölkerung«. Die dramatischen Veränderungen der Ökonomie erlaubten im 19. Jahrhundert erstmals die

Herausbildung einer breiten jüdischen Mittelschicht und schließlich in der Weimarer Zeit auch eines jüdischen Bürgertums. In dörflichen Kontexten waren die jüdischen Minderheiten auch Motor von Individualisierungsprozessen; doch müssten auch die gewaltigen Auswanderungsschübe mit gewürdigt werden, deren individuelle Erfolge zugleich den Niedergang des Landjudentums bedeuteten.

Prof. Arno Herzig (Hamburg) knüpfte mit seinem Beitrag über das Thema »Akkulturation der Juden in Westfalen« und die innerjüdischen Debatten dazu bei den verbreiteten Urteilen über die »trefenen Juden Westfalens« an, wie aus orthodoxem Blickwinkel die liberalen Tendenzen in Westfalen polemisch genannt wurden. Eine spät und schwach entwickelte Judenheit in dieser Region war mit einer Vielzahl liberaler Reformer konfrontiert – Rabbinern, Stiftern und Lehrern, die »die Juden in Harmonie mit ihrer Umgebung setzen« wollten. Herausragend bleibt das Ausmaß der Bemühungen um »Amalgamierung« (Alexander Haindorf), die stark auf den jüdischen Lehrern beruhte – ein Vorgang nicht ohne Ambivalenz, wie in einem wehmütigen Brief Jakob Loewenbergs über das »verwässerte Leitartikel-Deutsch« der modernen Rabbiner im Kontrast zu den »alten Gebeten« aufschien.

Auch der jüdische Patriotismus war in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen; er wurde am Beispiel der Kriege 1870/71 und 1914-1918 vorgestellt von Dr. Christine G. Krüger (Freiburg). Sie suchte die Spezifik der jüdischen Vaterlandsliebe zu erklären aus der Mühsal der Assimilation: Ein kulturelles Nation-Verständnis, wie es allmählich diskutabel wurde, und der Nationalismus als Teilhabe-Versprechen auch für Juden waren noch nicht ausreichend; doch die schon von Gabriel Riesser beschworene »Taufe

des Bluts« im Verteidigungskampf der Kriege erzeugt ein (teilweise trügerisches) Zugehörigkeitsgefühl, das bis in die späten 30er Jahre anhält.

Das Forschungsteam des Dorstener Jüdischen Museums (Dr. Iris Nölle-



Hornkamp, Elisabeth Schulte-Huxel und Thomas Ridder) gab dann erste Einblicke in seine Forschungsergebnisse über Juden in westfälischen Vereinen und Nachbarschaften sowie über biographische Recherchen im sog. Spielberg-Archiv. Gerade der Fokus auf dem Nahbereich zeigt eine manchmal unvermutete Intensität des Miteinanders – etwa am Beispiel der



Schützen-, Nachbarschafts- und anderer Vereine. Hier lässt sich u.a. nachvollziehen, wie weit die »Konfessionalisierung« und Kulturalisierung des Judentums auch in den Dorfgesellschaften ging. Lebensgeschichtliche Äußerungen sind dabei als Deutungen des Heimatverlusts sehr wichtig zu beachten.

Am zweiten Tag lag der Akzent auf



den Erfahrungen von Exil und Emigration im 20. Jahrhundert, auch der Rückkehr nach Deutschland nach 1945. Wie deutsche Juden diese Verluste von Orten und Regionen in ihren Erinnerungen verarbeiteten, zeigte Iris Nölle-Hornkamp auf. Heimat als Kindheits- und Jugendland und als Projektionsfläche für Harmonie spielt in diesen Quellen eine große Rolle, wobei die Schrecken der Zeit unmittelbar vor dem Exil zumeist im Vordergrund stehen. Wut, Verklärung und Ausklammern sind einige der Reaktionsweisen, die zu beobachten sind. Auch mit einer evtl. Rückkehr und einer deutlichen, z.B. beruflichen Anerkennung kann die Traumatisierung nicht als gebannt gelten – »das Misstrauen bleibt«. Darin war sie sich mit Dr. Cordula Lissner(Köln) einig, die über Rückkehrer/innen nach Nordrhein-Westfalen referierte. Die alltäglichen Diffamierungen der wenigen Zurückgekehrten gingen einher mit der Position jüdischer Verbände, dass jüdisches Leben in Deutschland unstatthaft geworden sei; hier eine andere Stellung einzunehmen, erforderte großen Mut. Die meisten Remigranten tasteten sich an das Hierbleiben mit kleinen Schritten eines befristeten Aufenthalts heran.

Dass die Themen der kleinen Tagung nicht erschöpfend sein konnten, etwa die Weimarer Zeit und die Gegenwart weitgehend ausklammerten, war selbstverständlich. Die Diskussionen skizzierten aber die vor dem Projekt »Heimatkunde« liegenden regionalgeschichtlichen Aufgaben. Gebrochene Heimatbilder und »hybride Identitäten« sind nach dem Zivilisationsbruch der Shoah und den übrigen Katastrophen des 20. Jahrhunderts keine intellektuellen Privilegien

mehr, sondern massenhafte Prägnanzen jüdischer Europäer. Das Spannungsverhältnis zwischen der Wärmemetapher »Heimat« und einer (im ländlichen Raum) zu Niedergang und Katastrophe sich neigenden Entwicklungslinie auszuloten und publikumsorientiert aufzubereiten, auch der Versuchung zu einem romantisierenden Versöhnungsnarrativ zu widerstehen, wird eine Herausforderung darstellen.

■ Norbert Reichling



B

NEUE BÜCHER

Michael Berger/Gideon Römer-Hillebrecht (Hg.): Jüdische Soldaten – Jüdischer Widerstand in Deutschland und Frankreich, Paderborn (Schöningh) 2011, 49,90 €

Hans Erler: Zur Aktualität des Judentums, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2011, 29,80 €

Andrea Löw/Markus Roth: Juden in Krakau unter deutscher Besatzung 1939-1945, Göttingen (Wallstein) 2011, 19,90 €

Heiko Haumann: Hermann Diamanski (1910-1976) – Überleben in der Katastrophe. Eine deutsche Geschichte zwischen Auschwitz und Staatssicherheitsdienst, Wien (Böhlau) 2011, 39,90 €

Silvia Tenenbaum: Straßen von gestern. Roman, Frankfurt/M. (Schöffling) 2011, 19,95 €

Timothy Snyder: Bloodlands. €opa zwischen Hitler und Stalin, München (Beck) 2011, 29,95 €

Howard Jacobson: Die Finkler-Frage. Roman, München (DVA) 2011, 22,99 €

Jakob Hessing: Verlorene Gleichnisse. Heine – Kafka – Celan, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2011, 19,95 €

David P. Boder: Die Toten habe ich nicht befragt. Heidelberg (Universitätsverlag) 2011, 25,00 €

Helga Krohn: »Es war richtig, wieder anzufangen.« Juden in Frankfurt seit 1945, Frankfurt/M. (Brandes & Apsel) 2011, 29,90 €

Fritz Backhaus u.a. (Hg.) Bild dir dein Volk! Axel Springer und die Juden, Göttingen (Wallstein) 2012, 19,90€

STOLPERSTEINE FÜR FAMILIE WOLFF

»Habt den Mut zu menschlichem Tun!« Diese Forderung hat einmal Jeanette Wolff formuliert. Die Lebensgeschichte dieser engagierten jüdischen SPD-Politikerin ist in Text sowie Tondokument auch in der biographischen Ausstellung im Jüdischen Museum Westfalen zu lesen und hören.

Am 9. Februar 2012 wurden in Dortmund sieben Mitgliedern der jüdischen Familie Wolff Stolpersteine gewidmet, die der Künstler Gunter Demnig in Höhe des Hauses Münsterstraße 46 (früher Münsterstraße 40 ½) verlegte.

Diese Dortmunder Stolpersteine-Aktion geht im Wesentlichen zurück auf die Initiative einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern des Dortmunder Käthe-Kollwitz-Gymnasiums, von denen einige schon im Jahre 2009 die Verlegung von Stolpersteinen für die Dortmunder Verlegerfamilie Schanzer auf dem Friedensplatz durch ihre Recherchearbeit vorbereitet hatten.

Die Familie Wolff lebte in dem Haus in der Münsterstraße und bot dort einen Mittags- und Abendtisch für Juden an, da diese keinen Zutritt mehr zu den meisten Restaurants der Stadt hatten. Jeanette Wolff, ihr Ehemann Hermann und zwei ihrer Töchter sowie die dreijährige Enkelin Ruth wurden im Januar 1942 ins Ghetto Riga deportiert. Ihren Aufenthalt dort und in verschiedenen Konzentra-

tions- und Arbeitslagern überlebten nur die Mutter Jeanette und die Tochter Edith. Die dritte Tochter Käthe wurde schon 1939 ins KZ Ravensbrück verschleppt und dort im Jahre 1944 erschossen. Hermann Wolffs Mutter Julie wurde im Juli 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert und starb dort im Frühjahr 1943.

Jeanette Wolff war schon früh aktives SPD-Mitglied und Vorstandmitglied im jüdischen Frauenbund. Während der Zeit der Weimarer Republik war sie über 12 Jahre lang SPD-Stadtvordordnete in ihrer Heimatstadt Bocholt, was einer der Gründe für die Nationalsozialisten war, sie schon 1933 »wegen Beunruhigung der nationalen Bevölkerung«

für mehr als zwei Jahre in »Schutzhaft« zu nehmen.

Nach der Befreiung und dem Kriegsende 1945 ging Jeanette Wolff mit ihrer Tochter Edith nach Berlin. In den folgenden Jahrzehnten bis zu ihrem Tode 1976 übernahm sie eine Vielzahl von Ämtern und Funktionen, unter anderem war sie Mitglied im Berliner Landesvorstand der SPD, SPD-Stadtvordordnete, Vorsitzende der Repräsentantenversammlung der Berliner Jüdischen Gemeinde, stellvertretende Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, SPD-Bundestagsabgeordnete von 1952 bis 1961 und Mitglied des Seniorenrates der SPD.

■ Anke Klapsing-Reich



HERAUSGEBER:

Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

REDAKTION:

Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts),
Johanna Eichmann, Anke Klapsing-Reich, Ewald Setzer, Prof. Dr. Werner Springer

ANSCHRIFT:

Schalom, Jüdisches Museum, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

EMAIL:

info@jmw-dorsten.de

ERSCHEINUNGSWEISE:

Zweimal jährlich im Eigenverlag

LAYOUT:

Leoni Buscher, Recklinghausen

SATZ:

Pascal Dietrich, Aachen

FÖRDERER:

Die Herausgabe von Schalom wird gefördert durch die Kreisverwaltung Recklinghausen (Druck)

VERTRIEB:

Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 EUR pro Jahr beziehen.

MPRESSUM



» ICH GEH' JA NICHT GANZ«

INTERVIEW ZUM ABSCHIED VON GISELA BRÜCKNER

In den 18 Jahren ihrer engagierten ehrenamtlichen Arbeit für das Jüdische Museum Westfalen ist Gisela Brückner selbst zu einer Institution geworden. Doch jetzt ist Schluss: Nach der Mitgliederversammlung am 23. April verabschiedete sich die Geschäftsführerin von ihrem aufreibenden Vollzeit-Job in den ruhigeren Ruhestand.

Ein Leben ohne das Jüdische Museum – geht das überhaupt, Frau Brückner?

Ich geh' ja nicht ganz. Sporadisch stehe ich ja auch weiterhin zur Verfügung und natürlich bleibe ich dem Haus verbunden. Vielleicht kann ich dann auch die interessanten Abend-Veranstaltungen ohne Gähn-Attacken genießen, denn zu Hause werde ich mir sicherlich ein kleines Mittagsschläfchen gönnen. Aber ernsthaft: Die Zeit für einen Abschied ist gekommen. Schließlich bin ich 66 Jahre alt, und ich möchte nicht noch mit 70 hier sitzen.



Mit 66 Jahren fängt das Leben ja bekanntlich erst an. Was haben Sie sich vorgenommen?

Ich freue mich auf mehr Zeit mit meinen beiden Enkelkindern Femke und Lena. Und natürlich mit meinem Mann Wulfhard, der bereits im Ruhestand ist. Er hat so viel für mich getan. Ohne ihn und sein berufliches Engagement wäre es mir ja gar nicht möglich gewesen, unentgeltlich einer Tätigkeit nachzugeben, die sich von einer anfangs

stundenweisen Beschäftigung zu einem Vollzeitjob ausgewachsen hat. Wir werden jetzt größere Touren mit unserem Segelboot unternehmen und viel auf Reisen gehen. Und das Vorlesungsverzeichnis für den Seniorenstudien-gang an der Uni Münster habe ich mir auch schon schicken lassen.

Sie haben Ihren Abschied schon bei der letzten Vorstandswahl vor drei Jahren angekündigt. Damit sich das Team auf die Änderung vorbereiten kann?

Ja. Seit August letzten Jahres ist Andrea Brinkert mit einer halben Stelle im Hause. Sie wird den Teil der Geschäftsführung übernehmen und hat sich schon prima eingearbeitet. Ich bin beruhigt, dass ich diese Aufgabe in guten Händen weiß.

Sie haben aber noch viele weitere Aufgaben wahrgenommen, den ganzen Batzen der Finanzen und die Vorstandsarbeit.

Ja. Den Bereich Finanzen übernimmt jetzt Walter Vieth. Er bringt aus langjähriger beruflicher Erfahrung großes kaufmännisches Wissen mit. Nach meinem Ausscheiden aus dem Vorstand ist er als neues Vorstandsmitglied für diese Aufgaben gewählt worden. Seit Jahren bin ich damit beschäftigt, die Löcher für die Personalfinanzierung zu stopfen. Momentan stehen wir ja in Gesprächen, eine institutionelle Absicherung zu bekommen. Alles deutete darauf hin, dass wir noch in diesem Jahr zu einem erfolgreichen Abschluss kommen. Dann kam die nicht vorhersehbare Landtagswahl dazwischen, die unsere Verhandlungen um ein Jahr zurückwirft. Aber wir sind zuversichtlich, dass es klappen wird.

Hätten Sie sich vor 18 Jahren träumen lassen, dass sie einmal der Dreh- und Angelpunkt im Museum werden?



Nein. Es fing ja ganz harmlos an. Ich kannte Sr. Johanna, die damals das Museum leitete, von meiner Schulpflegschaftstätigkeit im St. Ursula Gymnasium. Außerdem war ich Mitglied im Museum und im Freundeskreis Dorsten-Hod Hascharon. Sie hatte in der Mitgliederliste entdeckt, dass ich Betriebswirtin war und fragte, ob ich nicht Lust hätte, mich um die Finanzen des Museums zu kümmern. Ich war damals gerade auf der Suche nach einer Halbzzeit-Betätigung und freute mich, mir einen Lebensraum erfüllen zu können: Endlich nicht mehr im Baugewerbe arbeiten, sondern im Kulturbereich mit einer Thematik, die mich immer schon sehr interessiert hatte. Da sagte ich nicht Nein. Und das habe ich niemals bereut.

Obwohl Ihre Arbeit ja nicht immer vergnügungssteuerpflichtig war. Was waren Ihre größten Herausforderungen?

Eine ganz große war die Gründung der Stiftung 1998 zur Absicherung der Personalkosten, bei der ich federführend tätig war. Es war aufregend und spannend, die Koordination der vielen beteiligten Stellen zu managen: Da war der Kreis und das Land, die Referenten und das Kuratorium, LWL und Staatskanzlei – alle hingen mit drin. Ich bin schon stolz, dass wir das hinbekommen haben.

Aber die nächsten Herausforderungen ließen ja nicht lange auf sich warten.

Die nächste Herausforderung war der Neubau, der 2001 eröffnet wurde. Das hat schon jede Menge Nerven gekostet. Auch die Neukonzeption der Kultus-Ausstellung und der Aufbau der Geschichts-Dauerausstellung waren nicht ohne. Und dann natürlich unsere Beteiligung am Kulturhauptstadtjahr – das alles waren anstrengende, aber auch unglaublich tolle Zeiten, die ich nicht missen möchte.

Die familiäre Atmosphäre, der freundschaftliche Umgang im Team – sind das auch Motivations-Treiber für den vorbildlichen ehrenamtlichen Einsatz?

Unbedingt. Jeder hört dem anderen zu. Die Arbeit wird wahrgenommen und anerkannt. Dabei ist unsere Ehrenvorsitzende Sr. Johanna nach wie vor ein Vorbild für mich. Ich

habe wahnsinnig viel von ihr gelernt, auch Betrachtungsweisen und jede Menge über den Umgang mit Menschen. Sie hat für jeden immer ein gutes Wort. Auch ihr Nachfolger, Norbert Reichling, hat ein unglaubliches Fingerspitzengefühl, den richtigen Ton zu treffen. Er ist vielbelesen, ein Alleskönner. Hut ab! Das findet man selten.

Für Ihr Engagement sind Sie bereits mit dem Ehrenamtspreis der Stadt ausgezeichnet worden. Im April folgte die goldene Stadtplakette. Wie fühlt man sich so »hoch dekoriert?«

Ich war erst einmal platt, als mir der Bürgermeister von der Stadtplakette erzählte. Aber natürlich freue ich mich darüber. Ich möchte wetten, dass da meine Museumsfreunde hinterstecken. Aber das werde ich noch 'raus kriegen.

■ Fragen: Anke Klapsing-Reich



ZWEI BRIEFE VON ALEXANDER SENDER (PADERBORN)

NEUERWERBUNG FÜR DIE SAMMLUNG

Dem Jüdischen Museum Westfalen wurden im vergangenen Jahr von einem seriösen Judaica-Händler zwei Briefe in hebräischer und jiddischer Sprache angeboten. Es handelt sich um Briefe des im 18. Jahrhundert in Paderborn lebenden Rabbiners Alexander Sender. Beide Briefe sind vom Rabbiner eigenhändig geschrieben. Unterzeichnet sind sie mit: »Alexander Sender, im Land P.B. [Paderborn] und Lipa [Lippe]«. Datiert sind sie auf das Jahr 1772. Inhaltlich handelt es sich um piskei din. Ein psak din (pl. piskei din) ist die Entscheidung eines Gelehrten in einer halachischen Angelegenheit. Solche Entscheidungen fasste man in der sogenannten Responsen-Literatur zusammen.

Schriftliche Überlieferungen aus der Zeit vor 1800 sind selten. Schriftstücke mit Bezug zum Judentum haben sich üblicherweise in den kommunalen und staatlichen Archiven erhalten. In der Regel ist auch nur eine Seite, Absender oder Schreiber, jüdisch. Diese beiden Schriftstücke bilden eine seltene Ausnahme. Es handelt sich um eine »innerjüdische« Korrespondenz. Halachische Anfragen an den Rabbiner können auch als Beleg für ein »ordentliches« Gemeindeleben gewertet werden. Sie sind zudem auch Ausdruck einer innerjüdischen Selbstverwaltung. Mit Blick auf das Ausstellungsprojekt »Jüdische Heimat Westfalen« schien auch deshalb ein Ankauf dieser beiden Briefe sinnvoll und wichtig.

Alexander Sender hat nach bisherigen Erkenntnissen kaum Spuren hinterlassen. Im Staatsarchiv Detmold findet sich ein Vorgang aus dem Jahre 1771, dem als Anlage die Abschrift eines Schreibens von Dezember 1769 beigefügt ist. Dieses Schreiben ist unterzeichnet von Alexander Sender als »Juden Land-Rabbiner«. Es ist geplant, die Briefe mit universitärer Hilfe zu transkribieren und zu übersetzen. Wir werden dann ausführlicher auf Inhalt und Bedeutung eingehen können.

■ Thomas Ridder

8 ORTE JÜDISCHEN LEBENS IN HERFORD

GEDENKPLATTEN ZUR ERINNERUNG AN HERFORDER BÜRGER JÜDISCHEN GLAUBENS



Schon lange vor der Umsetzung des Projektes »Stolpersteine« in Herford hat der Kunstpädagoge Rolf Moosecker mit der ehemaligen Klasse AHR-02 (Allgemeine Hochschulreife 2002) des Wilhelm-Normann-Berufskollegs (gewerblicher Zweig der Herforder Berufskollegs) im Schuljahr 2004 Gedenkplatten konzipiert, die an Orte, an denen jüdische Mitbürger lebten, arbeiteten und eine Reihe mittlerweile verblasender Spuren hinterließen, erinnern sollen.

Diese Spuren vom Mittelalter bis zur Entrechtung, Verfolgung und Ermordung in der NS-Zeit dauerhaft sichtbar zu machen war das Anliegen der Schülerinnen und Schüler. Sie recherchierten mit Hilfe

des Stadtarchivars Christoph Laue die jeweiligen historischen Hintergründe, setzten ihre Ideen gestalterisch um und erstellten Reliefmotive zur Vorlage für den Bronzeguss. In Texten beschäftigten sie sich mit den Personen und Orten und erstellten eine eigene Homepage, die nach wie vor abrufbar ist.

Da ihr Projekt im öffentlichen Raum dauerhaft sichtbar sein sollte, waren Verhandlungen mit der Stadt als Besitzer der Bürgersteigflächen und mit einigen der betroffenen Anlieger geführt worden. Während es im städtischen Kulturausschuss wenig Auseinandersetzungen gab, lehnte ein Kaufhaus die Verlegung einer Tafel zum Thema »Arisierung« vor seiner Tür vehement ab. Es befürchtete eine »Geschäftsschädigung« durch die »Brandmarkung« mit dieser Tafel. Die heutige Besitzerfamilie hatte das Kaufhaus samt Inventar 1938 von den jüdischen Vorbesitzern gekauft. Die jüdischen Besitzer konnten sich durch Auswanderung retten, aber nur kleinste Teile des Verkaufsertrags mitnehmen. Das Gebäude selbst wurde im Krieg zerstört und durch die neuen Besitzer wieder aufgebaut. Die Familien regelten untereinander eine gewisse »Wiedergutmachung«. Auch das Führen solcher Diskussionen war für die Schülerinnen und Schüler sehr lehrreich.

Mit Unterstützung des Kuratoriums *Erinnern, Forschen, Gedenken* – das die Entwürfe u. a. in einer Ausstellung in der Herforder Gedenkstätte Zellentrakt präsentierte -, der Stadt Herford und finanziert durch zahlreiche Spender konnten am 4. April 2008 die bisher zwölf erstellten und verlegten bronzenen Gedenkplatten an den Orten mit historischem Bezug im Innenstadtbereich an die Öffentlichkeit übergeben werden.

Weitere Entwürfe liegen vor und sollen nach und nach fertig gestellt werden. Finanziert wurde alles durch Ehrenamt und Spenden.

Die Gedenktafeln werden regelmäßig bei Führungen präsentiert und in die angebotenen Stadtrundgänge zur jüdischen Geschichte Herford einbezogen. Sie ergänzen die mittlerweile verlegten »Stolpersteine« (inzwischen sind in Herford 127 Steine von Gunter Demnig für jüdische, politische und Euthanasie-Opfer verlegt worden) in hervorragender Weise. Weitere Informationen unter www.ortejuedischenlebens.de und www.zellentrakt.de (dort unter tinyurl.com/70lageplan auch ein Lageplan). Die Buchung von Führungen kann ebenfalls über diese Seite erfolgen.

■ *Christoph Laue*

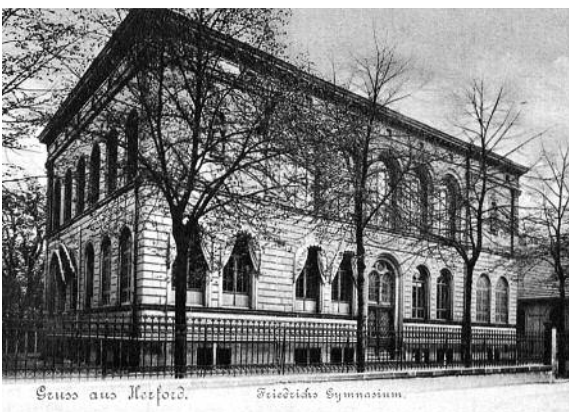
EINIGE BEISPIELE

KKAUFHAUS WITWE WEINBERG –
»ARISIERUNG« 1938

*Ort: Bäckerstr. 26/28
(Relief: Ruth Beckmann)*

Mein Relief stellt das Kaufhaus der Witwe Weinberg dar. Ich habe in meinem Entwurf versucht die Blechwaren, sowie die im Kaufhaus verkauften Haus- und Küchengeräte darzustellen. Mein Relief zeigt eine Kanne, eine Vase und zwei in den Vordergrund tretende Tassen. Die

schlichten aber ausdrucksstarken Gegenstände habe ich absichtlich ausgewählt, da ich es für wichtiger halte die zum Verkauf stehende Ware abzubilden. Um an die Herforder Juden zu erinnern sollte man ihre Taten hervorheben und das was sie für die Stadt geleistet haben würdigen. Dass in dem Gebäude, in der Bäckerstrasse, ein jüdisches Kaufhaus war, ist fast niemandem mehr bekannt. Mit der Platte wird man an dieses Kaufhaus erinnert und an das, was die Witwe Weinberg früher



geleistet hat. Den Schriftzug »Wwe. Weinberg« habe ich in der Originalschrift beibehalten. Er macht die Zeitepoche deutlich, in der Frau Weinberg das Kaufhaus betrieb.

Sachverhalt: Sarah Weinberg war Jüdin und betrieb seit den 1860er Jahren nach dem Tode Ihres Mannes Isaac Eduard in der Bäckerstr. 26/28 ein Kaufhaus für sogenannte Manufakturwaren unter dem Firmennamen »Witwe Weinberg«. Das Geschäft verkaufte neben verzinkten und lackierten Blechwaren auch Kunstporzellan, Nickelwaren, Lederwaren und Haus- und Küchengeräte. Zunächst ein Haus für Luxuswaren war das Kaufhaus in späteren Zeiten auch eine billige Bezugsquelle für Kleiderstoffe, Baumwollwaren, Unterzeuge und Strumpfwaren. 1903/4 besaßen Arnold und Bendix Weinberg die Manufakturwarenhandlung. In den 1920er Jahren bezeichnete sich das Kaufhaus im Besitz von Auguste und Emma Weinberg nur noch als Porzellanhandlung. Mitte der 1920er Jahre übernahm Fritz Leeser, früherer Geschäftsführer bei Herzfeld mit seiner Frau Dorothea Hamlet, die dort in der Kleiderabteilung gearbeitet hatte, das Ladengeschäft. Er hatte seit 1922 schon am Alten Markt 6 ein Geschäft und verkaufte Manufaktur- und Modewaren. Nach den ersten Boykotten ging ab 1933 ging Umsatz zurück. Leeser meldete sein Geschäft im April 1938 ab und emigrierte mit seiner Frau im August 1938 nach Amerika. Warenlager und Geschäftseinrichtung wurden zwangsweise an Walter Kox verkauft, der dann auch das Gebäude von Paul Weinberg erwarb. Die Familie Weinberg konnte ebenfalls zum großen Teil auswandern. Dr. Alfred Weinberg war in USA berühmter Arzt. Nach 1945 gab es keine Rückerstattung, da es sich um einen »normalen« Verkauf gehandelt hatte.

HEMDENFABRIK ELSBACH – VOM KLEINHANDEL ZUM GROSSUNTERNEHMEN

Ort: Brüderstr. 40
(Relief: Anna Uhlmann)

Das Relief soll an den Ursprung der Hemdenfabrik Elsbach erinnern. Das halbe Hemd und die Wurzeln symbolisieren den Anfang bzw. den Ursprung.

Sachverhalt: Die Firma Elsbach wurde im Jahre 1848 von Levi Elsbach als Manufaktur- und Modewarengeschäft gegründet und 1873 von den Brüdern Joseph und Hermann Elsbach in der Lübberstraße gegründet und am 29. April 1875 als »Herforder Hemdenfabrik J. Elsbach & Co.« in das Handelsregister eingetragen. Hergestellt wurden Damen-, Herren- und Kinderwäsche, die von etwa 50 heimarbeitenden Frauen gefertigt. Die Heimarbeit spielte eine besondere große Rolle, da sie die bequemste, beweglichste und einfachste Art der Produktion darstellte. Durch die Firma Elsbach kam die Wäscheneherei in Heimarbeit in dieser Gegend erst richtig zur Blüte. Die Familie Elsbach stand um 1900 an erster Stelle an wirtschaftlicher Bedeutung von den Herforder Geschäftsleuten und Unternehmen. Sie hatten frühzeitig die Hinwendung des Marktes zur Massenherstellung anstelle der früheren Einzelfertigung erkannt. Auch als die Familie Elsbach bedeutende Unternehmer waren, haben sie sich ihrer geringen Herkunft als früher umherziehende Händler nicht geschämt. Der berufliche Aufstieg der Elsbachbrüder wurde durch die Gewerbefreiheit und die mit ihr verbundene Aufhebung des Berufsverbots für jüdische Bürger ermöglicht. 1891 wurde der Firmensitz an die Goebenstraße verlegt.

FRIEDRICHSGYMNASIUM HERFORD – SCHULVERBOT FÜR JUDEN

Ort: Brüderstr. 19
(Relief: Rubén Julián Fernández)

Mein Relief zeigt ein Gebäude, das durch eine Person halb verdeckt wird. Die Person trägt einen langen Mantel, einen Schulranzen auf dem Rücken, hat krauses Haar und einen Davidstern an der linken Brust. Das Gesicht der Person ist nicht zu erkennen. Das Bild zeigt einen jüdi-

schen Schüler vor dem Friedrichsgymnasium Herford in der Vorkriegszeit. Ich habe diese Situation gewählt, weil ich damit zum Nachdenken anregen will.

Sachverhalt: Durch die hohe Bildungsforderung in der jüdischen Religion begründet, besuchten im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Herforder Bevölkerung relativ viele jüdische Schüler das Friedrichsgymnasium in Herford. Durch Ver-



ordnungen der nationalsozialistischen Regierung wurde die Zahl der jüdischen Schüler ab 1935 zunächst immer mehr reduziert. Schließlich besuchte nur noch ein jüdischer Schüler das Gymnasium. Wenige Tage nach der Reichspogromnacht erließ das Reichsmini-

sterium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung am 15. November ein allgemeines Schulverbot für Juden. Danach versteht »es sich von selbst, dass er für deutscher Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen.« Vorbehaltlich weiterer Gesetze wurde angeordnet: » Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur jüdische Schule besuchen. Soweit es noch nicht geschehen sein sollte, sind alle zur Zeit eine deutsche Schule besuchenden jüdischen Schüler sofort zu entlassen.« Damit wurden sie vollständig vom Unterricht ausgeschlossen. Der frühere Berufsschulinhaber Albert Ostwald unterrichtete bis zu seinem Tod 1942 auf privaten Wege vor allem jüdische Jugendliche, die sich durch gewerbliches und kaufmännisches Wissen eine Auswanderung erleichtern wollten. Ebenso unterrichtete Erich Lewin, der letzte Rabbiner

der jüdischen Gemeinde Herford bis zu seiner Deportation 1942 die anderen jüdischen Kinder.

ZWANGSTAUFEN – JUDEN WERDEN ZU CHRISTEN GEMACHT

*Ort: Johanniskirche
(Relief: Asta Gronau)*

Auf dem Relief ist eine Judentaufe symbolisiert. Die Zwangstaufe wird dargestellt durch ein Kreuz, als Symbol für die Christen, das einen Judenstern in Richtung des Taufbeckens, gekennzeichnet durch den christlichen Fisch, schlägt. Dabei bricht der Davidstern auseinander.

Sachverhalt: Gerade nach der Reformation ließen sich trotz der großen Judenfeindschaft Luthers (Zitat: »... dass du nach dem Teufel keinen bitteren giftigeren Feind habest, denn einen rechten Juden, der mit Ernst

ein Juden sein will.«) eine Reihe von Juden mehr oder minder freiwillig taufen und gaben somit ihren Glauben auf, um den christlichen anzunehmen. In der Taufe sahen viele die einzige Möglichkeit, in der christlichen Gesellschaft akzeptiert zu werden. In der Johanniskirche in Herford fand im Jahre 1555 ebenfalls eine derartige Taufe statt.

Johannes Schneeberger., geb. in »Gerlitzhove (Gerolzhofen) uth Frankenland« wird 1555 hier in der Johanniskirche getauft. Er hat nach den Angaben in seinem Taufzeugnis »als schändlicher Judensohn« dem »ungöttliche Judentum« den Rücken gekehrt und »aus dem Irrsal des Jüdischen Geschlechts, darin er geboren und gewesen ist, sich freiwillig von dem Hebräischen Volk zu dem Christlichen Glauben begeben«.

Er erhielt nach der Taufe Schutzbriefe der Stadt Herford, um sich damit zu anderen Orten begeben und ist 1565 schon drei Jahre in den Diensten der Stadt Halberstadt. Sein Namen Johannes Schneeberger setzt sich wohl aus Patrozinium der Kirche St. Johannis und dem Ort Schneeberg in Franken zusammen. Seine Vorgeschichte ist nicht zu klären, da der jüdische Name nicht erwähnt ist. Interessant ist die Zusammensetzung der Zeugen: Er wurde 1555 durch Joist Deterdink (erster ev. Pfarrer der Kirche) getauft, Paten waren die kath. Äbtissin Anna II von Limburg und die Dekanissin Johanna von Rietberg, die zugleich Äbtissin des kath. Stifts Metelen war, dazu kommt der ref. Bürgermeister der Neustadt, der sicher evangelische Buchführer und Verleger Bernhard Becker und eine Frau von Quernheim (dabei könnte es sich um Anna von Quernheim Stiftsdame auf Stiftberg und erste bekannte Liederdichterin Westfalens handeln) aus alten Herforder Adel. Des »getauften Juden Zeugnis« gibt also damit wieder, welche großes Interesse die Herforder Obrigkeit an einer Judentaufe hatte und weist auf interessante Aspekte der Herforder Reformationsgeschichte hin.



DER AMERIKANISCHE TRAUM BEGANN IN GIMBSHEIM

HANS-DIETER GRAF UND SEINE FAMILIE FORSCHEN ÜBER JÜDISCHE AUSWANDERUNG AUS RHEINHESSEN

»Voller Wagemut haben sie ihrer Heimat den Rücken gekehrt und in der Ferne ihr Bestes gegeben, um für sich und ihre Familien ein glückliches Leben aufzubauen.« Hans-Dieter Graf ist fasziniert von den Lebenswegen jüdischer Auswanderer im 19. Jahrhundert, hinter denen oft erstaunliche Erfolgsgeschichten stecken. Der Rheinhesse ist ihnen auf der Spur. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Martina und seinen beiden Schwestern Gabriele Hannah und Gisela Graf beschäftigt er sich mit der Geschichte der ehemaligen jüdischen Mitbürger aus seiner Heimatregion, der Verbandsgemeinde Eich in Rheinhessen.

Wie es zu diesem ehrenamtlichen »Familien-Forschungsunternehmen« kam, erklärt der hauptberufliche EDV-Koordinator in der ev. Regionalverwaltung in Darmstadt so: »Wir verstehen uns gut, sind alle geschichtlich interessiert und haben auch ein Gefühl dafür, wie man sich in der Fremde fühlt.« Sein Vater Erich Graf, gebürtig aus Bottrop, sei in Kirchhellen ein relativ bekannter Heimatmaler gewesen. 1963 verzog der Malergeselle dann mit seiner Ehefrau und den damals zwei Kindern – Hans-Dieter und Gabriele – in die Fremde, nach Rheinhessen. Bis zu seinem Tod im Jahre 2003 habe sein Vater in Gimbsheim gelebt und gewirkt: »Sein künstlerisches Talent war gefragt. Er hat viele Weinkeller und Kelterhäuser ausgemalt«, berichtet der Sohn, der heute rund 15 km von Gimbsheim entfernt, in Seeheim-Jugendheim an der hessischen Bergstraße, zu Hause ist.

Die Initialzündung zur historischen Beschäftigung brachte die umfassende Dokumentation über »Jüdische Familien in Alsheim, Eich, Gimbsheim, Hamm am Rhein und Mettenheim 1529 bis 1939«, die Günter Reich, Altbürgermeister aus Eich, vor einigen Jahren herausbrachte. Sie wurde durch eine vielbeachtete Ausstellung ergänzt, die der Historiker Dr. Gunter Mahlerwein erarbeitete und die unter anderem

auch im Jüdischen Museum im Raschi-Haus Worms gezeigt wurde.

Dass in der Ausstellung bei einigen Personen zwar das Datum der Geburt und die Auswanderung angegeben war, aber das Todesdatum fehlte, machte die Graf'sche Familie neugierig. Was ist wohl aus ihnen in der Fremde geworden? Haben Sie das erhoffte Glück gefunden? »Genau diesen Personenkreis haben wir uns vorgenommen und sofort einen Volltreffer gelandet«, erzählt Hans-Dieter Graf von intensiven, erfolgreichen Internet-Recherchen: »Abraham David, 1844 in Gimbsheim geboren, war keine 18 Jahre alt, als er mit seiner Familie nach Amerika auswanderte. Er gründete später in der amerikanischen Küstenstadt Wilmington ein Herrenbekleidungsunternehmen, das bis zu seinem Tod 1914 zum größten der Branche in North- und South-Carolina angewachsen war.« Diese spannende rheinhessische Auswanderergeschichte stieß auf ein derart großes Interesse, dass die Grafs sie jetzt als Buchpublikation herausgeben: »Vom Rhein an den Cape Fear River« erscheint im August 2012 im Kehl-Verlag Hamm.

Bestärkt durch diesen »Volltreffer« forschten die Grafs weiter und entdeckten die zweite amerikanische Erfolgsgeschichte, die im kleinen Gimbsheim ihren Ursprung hat. Hans-Erich Graf erzählt: »Harold Hirsch war Vice President der Coca-Cola Company und verantwortlich für Rechtsangelegenheiten. Sein Auftrag lautete, Coca Cola weltweit zur Nummer 1 zu machen. Für Hirsch hieß das, der Konkurrenz unter anderem mit juristischen Mitteln das Geschäft zu erschweren und Plagiatoren das Handwerk zu legen. Wesentlich dazu beigetragen hat die legendäre Flaschenform. Harold Hirsch hatte die geniale Idee, das Getränk in einer unverwechselbaren und einmaligen Flasche abfüllen zu lassen und gab den Anstoß, eine solche Flasche zu entwickeln. Was bisher aber niemand wusste: Der Vater von Harold Hirsch, Heinrich

Hirsch, war ein Auswanderer aus Gimbsheim, der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika emigrierte.«

Mittlerweile stecken die forschenden Verwandten so tief in ihren Recherchen, dass sie ihr Themenfeld bereits ausgeweitet haben: »Unser primäres Thema sind weiterhin USA-Auswanderer aus Rheinhessen, aber wir beziehen auch die Emigranten aus der Zeit des Nationalsozialismus ein«, hat Hans-Dieter Graf herausgefunden, dass es gerade die im 19. Jahrhundert ausgewanderten Juden waren, die in der NS-Zeit versucht haben, ihre in Deutschland verbliebenen Familien nachzuholen.



Die Familie Graf hat mit ihrer ehrenamtlichen Aufarbeitung der jüdischen Geschichte in ihrer Heimatregion Einiges ins Rollen gebracht. »Dass einige ausgewanderte Gimbsheimer so erfolgreich in den USA geworden sind, erfüllt die Einheimischen mit Stolz«, freut sich Hans-Dieter Graf, dass seine Arbeit ein Stück weit zum Schwellenabbau beigetragen hat. »Die Leute sind plötzlich interessiert an der Geschichte ihrer ehemaligen jüdischen Mitbürger.« Ein Gimbsheimer habe kürzlich sogar angeboten, ihm die Häuser zu zeigen, in denen seiner Erinnerung nach, Juden im Ort gelebt haben.

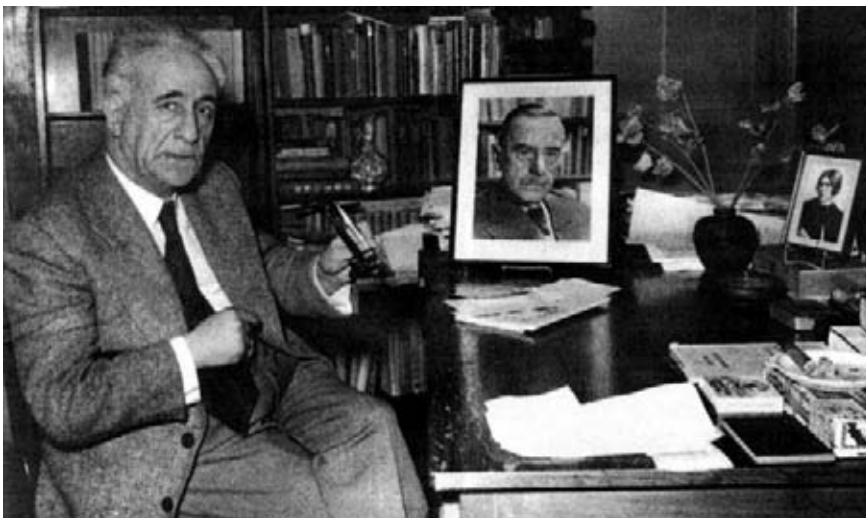
Mittlerweile gibt es keine jüdische Gemeinde mehr in der kleinen Ortsgemeinde mit knapp 3000 Einwohnern. Aber noch viel(e) Geschichte(n), die von der »Forschungsgruppe Graf« aufgespürt werden möchten.

■ Anke Klapsing-Reich
Weitere Informationen:
www.erichgraf.de

WILHELM STERNFELD – BEWAHRER DER DEUTSCHEN EXILLITERATUR

»Manche finden ihre wahre Berufung oder Bestimmung erst in einer Krise; es muß nicht immer ihre eigene sein.« schrieb ein Laudator zu Wilhelm Sternfelds 80. Geburtstag und brachte damit die Lebensgeschichte des Journalisten und Publizisten auf den Punkt. Für ihn begann die eigentliche Lebensaufgabe, als er 1933 ins Exil gehen musste.

Damals war Sternfeld (1888-1976) bereits 45 Jahre alt, hatte als Freiwilliger im I. Weltkrieg gekämpft und als Spielzeugverkäufer (in Düsseldorf, Antwerpen und Dortmund) gearbeitet, eine eigene Produktionsfirma für Import und Export von Spielzeug gegründet, war als Kaufmann in Nürnberg und später in Herford sowie als Journalist für die Reichsbanner-Zeitung und andere Organe tätig gewesen. Seine Ehe mit der Schauspielerin Hedwig Jakoby war 1924 gescheitert und er war wieder einmal weitergezogen, diesmal von Frankfurt nach Berlin. Dort engagierte ihn 1931 der Soziologe und Zionist Prof. Franz Oppenheimer als Sekretär für die »Gemeinnützige Siedlungs-Treuhandgesellschaft«, eine halbstaatliche Gesellschaft, die größere Grundstücke aus Konkursmasse aufkaufte und sie in kleineren Einheiten an Obst- und Gemüsebauern verpachtete.



Im Oktober 1933 dann wurde auch Sternfeld aufgrund seiner Religionszugehörigkeit aus dem Staatsdienst entlassen, er floh zunächst nach Frankreich, um der Verfolgung durch die Gestapo zu entgehen, arbeitete dort u. a. für die deutsche Emigrantenzeitung Pariser Tageblatt. Aufgrund der restriktiven Handhabung des Asylrechts in Frankreich erlebte er 1935 die Ausweisung und musste weiterfliehen in die Tschechoslowakei. Er erhielt Asyl und konnte in Prag sogar als Redakteur deutschsprachiger Exilzeitungen seinen Lebensunterhalt fristen.

Die illegal eingereisten Emigranten und Emigrantinnen mussten keine Abschiebung befürchten, aber sie benötigten eine Arbeitserlaubnis, die sie nicht erhielten. Einzig das Schreiben fiel nicht unter diese Auflage, doch davon konnten sie meist ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten. Wilhelm Sternfeld schloss sich der – mit Zustimmung Thomas Manns – gegründeten »Thomas-Mann-Gruppe« an, die den in Not geratenen Schriftstellern und Künstlern im Exil half, und wurde 1938 ihr zweiter Sekretär. Er widmete sich dieser Aufgabe mit ganzer Kraft und es gelang ihm die nötigen Mittel einzuwerben. Egon

Larsen berichtet, dass er diese Aufgabe von seinem Stammplatz im Prager Café Conti mit einer Effektivität und Menschlichkeit voran-



trieb, die ihm zu einem »veritable angel of the German intellectual emigration in Czechoslovakia« werden ließ.

Als die Nazis die Tschechoslowakei besetzten, verhalf Sternfeld gemeinsam mit Ludwig Quidde und Kurt Grossmann Hunderten bedrohter deutscher Emigranten zur Flucht. Im Mai 1939 floh Sternfeld selbst über Polen nach England. Zunächst wurde er dort als »enemy alien« (feindlicher Ausländer) interniert. Unmittelbar nach seiner Freilassung Ende 1940 übernahm er gemeinsam mit Bernhard Menne die Londoner »Thomas-Mann-Gruppe«, die sich auch hier um die deutschen Flüchtlinge kümmerte. Bis 1945 beteiligte er sich an der Herausgabe der Mitteilungsblätter der Thomas-Mann-Gruppe und schrieb für die New Yorker Exilzeitschrift Aufbau.

Als Mitte der 30er Jahre »Der deutsche P.E.N. im Exil« von Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Hein-

rich Mann und anderen ins Leben gerufen wurde, wurde Wilhelm Sternfeld auch hier aktiv: Von 1943 bis 1945 war er Schatzmeister und von 1951-1955 Sekretär des Londoner »Deutschen Exil-P.E.N.-Zentrums« und seiner Nachfolgeorganisationen. In diesem umfassenden und selbstlosen Engagement wurzelt seine freundschaftliche Beziehung zu Thomas Mann, der ihm später



u.a. schrieb: »Daß alles, was Sie unternahmen und hilfreich fortführten, ohne jedes Entgelt getan wurde, – ja, daß Sie, ein Mann ganz ohne Vermögen, die nicht unerheblichen Spesen aus selbst erschlossenen Quellen zu decken vermochten, läßt mir Ihre Verdienste um so größer erscheinen.«

Die Literatur des Exils kehrte nur zu einem Teil nach Deutschland zurück. Viele warteten ab, manche trauten dem Frieden nicht, manche wollten nicht in das »Land der Täter« zurück, für viele wurde die Emigration zum Dauerzustand. Sternfeld kümmerte sich weiter – neben seiner Tätigkeit als ständiger Korrespondent für die Welt, die Welt am Sonntag, außerdem für die Frankfurter Rundschau, die Neue

Zeitung, die Deutsche Rundschau, die Wandlung und die Kultur und mehrere deutsche Radiostationen. 1951 konnte er den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss davon überzeugen, Gelder für einen in Stuttgart gegründeten Künstlerfonds bereitzustellen und den Wirkungskreis des Fonds über Deutschland hinaus auszudehnen.

Seine nächste Aufgabe fand Sternfeld im Aufbau der Bibliothek der deutschsprachigen Emigration für die »Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung«. Unermüdlich sammelte er die Werke der in aller Welt Verstreuten, die zum Teil in Verlagen erschienen, die nicht mehr existierten, von Autoren, die längst gestorben und vergessen waren. 1955 wurde er mit der Erstellung einer Bibliografie der deutschen Exilliteratur beauftragt. Der ersten, noch gelegentlich improvisierten Ausgabe des sogenannten Handbuch Sternfeld-Tiedemann folgte schnell eine erweiterte zweite Fassung, die zum Grundlagenwerk für die Erforschung der deutschen Exilliteratur zwischen 1933 bis 1945 wurde.

Für diese Verdienste wurde Sternfeld 1958 mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse und zehn Jahre später mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, er gehörte dem nach dem Krieg neugegründeten P.E.N.-Zentrums der BRD an und wurde zum korrespondierenden Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ernannt. Aber er kehrte nicht nach Deutschland zurück, obwohl er sich seiner alten Heimat verbunden fühlte. Er hielt Kontakt mit alteingesessenen Unnaer Familien und insbesondere mit einem alten Jugendfreund. 1966 besuchte er seine Heimatstadt ein letztes Mal, hinterließ dem dortigen Hellweg-Museum einige Porträts und eines seiner Bücher mit der

Widmung »Meiner Vaterstadt Unna«. Am 26. Dezember 1973 ist er in London gestorben.

Der Nachlass Wilhelm Sternfelds enthält vor allem seine umfangreiche Korrespondenz u. a. mit John Heartfield, Erich Kästner, Else Lasker-Schüler, Ludwig Marcuse, Ludwig Meidner, Franz Oppenheimer, Nelly Sachs, Pamela Wedekind, Ernst Wiechert, Arnold Zweig und vielen anderen bedeutenden und unbekannteren Schriftstellern des Exils. Für sie alle war der Journalist aus Westfalen so etwas wie der rettende Fels in der Brandung, dessen Unerschütterlichkeit die österreichische Schriftstellerin Hermynia Zur Mühlen beschreibt: »... für uns Refugees war er vom ersten Tag an, da er nach England kam, eine Art Schutzpatron. Einer, auf den stets Verlass war, einerlei, ob die Bomben niederfielen, die Häuser brannten, die VI und V2 mit ihrem abscheulichen Lärm die Luft erfüllten. Er war immer da, immer bereit, jeden Hilfsbedürftigen – ohne Unterschied der Nationalität, der Konfession und politischen Einstellung – anzuhören, jedem Ratschläge zu geben und tatkräftig zu helfen. ...«

■ Iris Nölle-Hornkamp





SUNSET – SONNENUNTERGANG – DAS ENDE

Wie kommt ein Buch zum Leser? In unserer Stadt wurde wieder einmal ein Geschäft geschlossen. Eine Buchhandlung diesmal. Man durfte vor der Schließung stöbern. Bücher, für gewöhnlich teuer, waren reduziert, zum Spottpreis zu haben. 1 € bitte, das reicht! In der Hand hielt ich nach langem ziellosen Stöbern ein Buch mit dem Titel »Sunset« von einem Verfasser, dessen Namen ich bislang nicht kannte.: Klaus Modick. Der Titel machte mich neugierig. Ich blätterte. Ich begann zu lesen. Ich war gefangen, und ich kaufte das Buch.

Aber wie so oft fehlte mir die Zeit zur Lektüre. Ich legte das Buch beiseite, für den nächsten Urlaub. Und das war richtig. Das Buch war das Richtige und ebenfalls die gewählte Zeit. Und dann, in der Stille des Urlaubsortes, begann ich zu lesen und begriff: *Mea res agitur!* Das geht mich an! Die Erzählperspektive lässt auf Dauer keine Distanz zu. Der Protagonist der Erzählung ist Lion Feuchtwanger, Schriftsteller, Jude, Flüchtling im fernen Kalifornien. Angekommen, wo wir einmal alle ankommen, wo wir ankommen werden, an der *Porta mortis*, dem Endpunkt des Lebens.

Die Erzählung beginnt mit dem Sonnenaufgang, dem »Sunrising« am frühen Morgen. »Die Sonne, ein milchweißer Fleck im Osten erst, wird bald den Vorhang zerreißend, die letzten Fetzen in Dunst auflösen und den Blick freigeben auf die Bühne des Meeres« – und die Bühne des Lebens.

Am frühen Morgen schrillt die Klingel, mehrmals, schließlich bedrohend. Er – der Handlungsträger der Erzählung – lebt im Exil, geflohen vor den Nazis. Daher die »seit Jahren wuchernde Angst. Sie wird ihn umbringen. Und vielleicht wird auch der letzte Bote eines Tages so kommen, wird sich höflich verbeugen, wenn er das tödliche

Schriftstück überreicht. Aber davor fürchtet er sich nicht. Er wird die Nachricht bekommen, und das wird alles sein. Er wird vielleicht aufschauen, etwas zerstreut von der Arbeit und vom Leben, und wird einfach sagen: Ja, ja. Es muss sein. Einen Augenblick, etwas wollte ich noch. Diesen einen Satz noch, dies letzte Wort. Was war es noch gleich? Ach ja, leben. Aber dann ist es zu spät und er muss gehen.« (S. 13)

Der Schlussteil der Erzählung beginnt mit dem Wort »Vorbei«. Gegenwart? Sie ist »immer verwirrend, vage und vieldeutig. Sie bestimmt unser Leben, lässt sich selbst aber nur als vergangene erfassen und verstehen. (...) Alles, was als Geschehen ins Bewusstsein tritt, ist bereits Vergangenheit.« Das Substantiv »Geschehen« benennt ein Ereignis, aber das Wort ist zugleich auch Partizip: Es »ist geschehen«. Es ist »vorbei«.

Mit diesem Wort beginnt der letzte Erzählabschnitt. »Die Gegenwart gleicht der verwischten Landschaft, die während einer Autofahrt an den Seitenfenstern vorbeihuscht. Im Rückspiegel erst sieht man, wie die Landschaft sich zu einem klaren Bild fügt.«

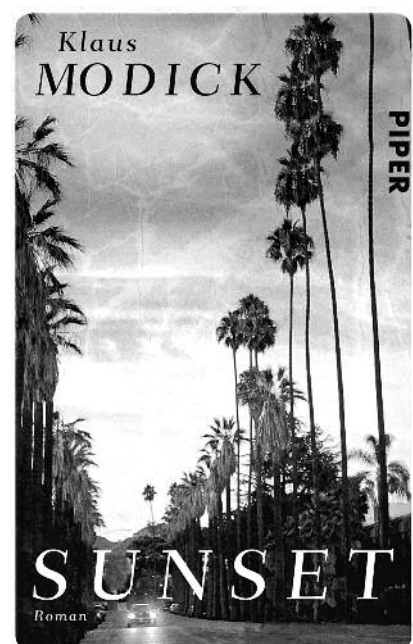
Das Buch versetzt uns zurück in die Zeit der Emigrationen und Fluchten während der Nazizeit und noch danach, aber es ist trotzdem nicht Zeitgeschichte, sondern Geschichte des Menschen als Individuum im Herannahen des Todes, der so gewiss ist wie die Stunde ungewiss. »Rührt daher die quälende, im Alter wachsende Ahnung, dass sich das Leben in der Literatur nicht ausspricht, sondern verbirgt? Erst muss etwas geschehen, dann muss man das Geschehene verstehen, jahrelang kann das dauern, ein Leben. Danach muss man urteilen, dem Erlebten gnädig sein und verzeihen, sich schließlich

davon entfernen, Distanz finden, zurückgehen bis in die Tiefen der Geschichte. Erst dann beginnt das Thema wahr zu werden und zu leben. Die Inkubation lässt sich nicht abkürzen. Man kann sein Werk erst schreiben, wenn das Thema reif ist. (...) Ein Buch braucht manchmal ein ganzes Leben, bis es sich ereignet. Und dann bleibt es. Narrenweisheiten? Oder die Rettung des Unwiederbringlichen im unvergänglichen Wort?« (S. 108)

Ist das die Botschaft? Zwischen Sunrising und Sunset liegt der heraufdämmernde, sich zur Helligkeit entfaltende Tag, der am Ende wieder absinkt in die Nacht, in der das Leben »lautlos« und »wortlos« eintaucht ins Dunkel. »Er hat keinen Ehrgeiz mehr, sich ans Fließband der Literatur zu stellen. (...) Von Osten sickert die Tinte der Nacht durch den Nebel.« Der letzte Satz.

Sonnenuntergang. Sunset. Der Mensch ist sterblich.

■ Johanna Eichmann





AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

HERFORD-DETMOLD: Der Vorsitzende der Jüdische Gemeinde Herford-Detmold, Harry Rothe, hat für seine Verdienste um die jüdische Gemeinschaft das Bundesverdienstkreuz erhalten. Seit 1953 wohnt der in Amsterdam geborene Rothe, der die Lager Bergen-Belien und Theresienstadt überlebte, in Herford. Er steht seit 1999 an der Spitze der inzwischen angewachsenen Gemeinde. In den letzten Jahren war er Motor des Neubaus einer Synagoge, die 2010 eröffnet werden konnte.

MÜNSTER: Am Schabbat Schemot (14.2.2012) erhielt der Religionslehrer und Kantor der Münsteraner Gemeinde, Efraim Yehoud-Desel, während des Schabbat-Gottesdiensts die Smicha, d.h. die Rabbinerweihe. Geboren wurde Yehoud-Desel in Münsters Partnerstadt Rishon Le-Zion. Die Gemeinde-Website schreibt: »Niemand von uns hätte es nach der Zerstörung unserer Gemeinde durch die Nazis vor sieben Jahrzehnt für denkbar gehalten, dass wir uns zum Schabbat-Gottesdienst versammeln und einen angehenden Rabbiner ordinieren. Das will mir wie ein kleines Wunder erscheinen.« Vorgenommen wurde die Ordination durch Rabbiner Dr. Tzvi C. Marx. Für die Gemeinde ändere sich nicht allzu viel, betont Vorsteher Sharon Fehr. Yehoud-Desel werde auch künftig all das machen, was er bisher gemacht hat: als Kantor, Rabbiner und Religionslehrer. Unterricht gibt Yehoud-Desel zudem Schülern in den Gemeinden Hagen und Minden.

DORTMUND: In einem interkulturellen Modellprojekt arbeitet die Dortmunder jüdische Gemeinde mit anderen an der Bekämpfung antisemitischer Vorurteile. Mit einem auf drei Jahre angelegten Programm für junge Leute im westfälischen Ruhrgebiet – in Dortmund, Hamm und im Kreis Unna – werden junge Menschen in Kulturvereinen, Moscheen und Synagogen angesprochen. Alexander Sperling, Geschäftsführer der Jüdischen Kultusgemeinde von Groß-Dortmund, war sofort bereit, das Projekt mitzutragen: »In der deut-

schen Mehrheitsgesellschaft gibt es wegen des gewachsenen Geschichtsbewusstseins kaum Antisemitismus. In unserer für das Ruhrgebiet typischen Migrantengesellschaft sieht das anders aus.« Partner des Vorhabens sind neben der Dortmunder Jüdischen Gemeinde auch die Alevitische Jugend NRW und die Türkisch-Islamische Gemeinde der DITIB in Lünen. Christen unterschiedlicher Konfession und vor allem einige hundert Schulen und Jugendgruppen werden ebenfalls einbezogen mit Musik, Kunst- und Theaterprojekten. Auch gemeinsame Sportveranstaltungen, Gedenkstättenbesuche, Workshops und Fortbildungen mit Lehrern, Jugendleitern, Rabbinern, Imamen und Geistlichen stehen auf dem Programm.

UNNA: Eine neue Tora-Rolle hat die 2007 errichtete liberale Gemeinde Unna-Massen im Februar in einem Gottesdienst begrüßt. Zahlreiche Gäste wohnten der Übernahme bei. Feierlich wurde das neu erworbene Herzstück der Gemeinde »haKo-



chaw« (»Der Stern«) in den Synagogensaal getragen. Die Tora wurde gemeinsam mit ihrem Schmuck geliefert – Wimpel, Mantel, Schild und zwei Kronen lassen die Schrift in Gold und Silber strahlen. Mit diesem Schmuck wurde sie mehrfach durch den Saal getragen und von den Gläubigen bewundert; vorsichtig zog die Gemeinde-Vorsitzende Alexandra Khariakova ihr einen Mantel an, setzte die zwei

Kronen auf und verstaute sie im vorgesehenen Schrank.

DUISBURG – MÜLHEIM – OBERHAUSEN: Bereits zum sechsten Mal fand im März 2012 das Fest des Jüdischen Buches in der Duisburger Gemeinde statt. Seit 2006 findet zwischen Purim und Pessach in der Gemeinde diese, in Deutschland einmalige, Literaturveranstaltung statt, bei der Autoren, Wissenschaftler, Publizisten und Rabbiner über aktuelle Bücher und Themen sprechen. Es gibt für dieses Fest bereits ein Standardvorgehen, nach dem das Programm zusammengestellt wird, wie ein Kochrezept: Man braucht immer einen jungen Autor; dieses Jahr war es Katharina Höftmann, die vor zwei Jahren Alijah nach Israel machte und darüber ein Buch geschrieben hat. Für die Seele gab es Essays von dem Österreicher Robert Schindel, dessen Vorlesung im Rahmen des Literaturprogramms der Duisburger Akzente stattfand. Den rabbinischen Part übernahmen der Gemeinderabbiner aus Dortmund, Rabbi Avichai Apel, sowie Rabbiner Stas Wojciechowicz aus Warschau. Für internationales Flair sorgten u.a. die Amerikanerin Susan Jane Gilman, sowie Boris Stein und Pavel Nerler. Lokalkolorit gaben die Lesungen der Gemeindemitglieder Dr. L. Joseph Heid und Rainer Hoffmann aus ihren neusten Werken. Außerdem kam Henryk M. Broder, der sein neues Buch »Vergesst Auschwitz!« präsentierte. (Nach einem Bericht von T. & A. Smolianitski im Duisburger Gemeindeblatt)

Überlegungen, die 1999 eröffnete Synagoge am Duisburger Innenhafen aufzugeben, sind nunmehr vom Tisch. Wie die Gemeinde jetzt mitteilte, hat ein Gutachten erwiesen, dass die Sanierung des viel beachteten, schon jetzt aber mit vielen Mängeln behafteten Baus von Zvi Hecker möglich und sinnvoll ist. Die Kosten von voraussichtlich, 125 Mio. Euro muss die Gemeinde wohl allein aufbringen; Regressansprüche sind nicht durchsetzbar. Im Sommer 2011 werden die Arbeiten begonnen.



SCHLAGLICHTER

ROLF ABRAHAMSOHN – VESTISCHER EHRENBÜRGER

In einer Feierstunde im November 2011 im Kreishaus Recklinghausen wurde Rolf Abrahamsohn aus Marl zum Ehrenbürger des Vestischen Kreises Recklinghausen ernannt. Landrat Cay Süberkrüb unterstrich die Versöhnungsbereitschaft des damit Geehrten, der – nach dem Erleiden zahlloser Leidensstationen in Nazi-Konzentrationslagern und Ghettos in Riga, Stutthof, Buchenwald und Bochum – in seiner alten Heimat Marl zum erfolgreichen Textilkauflmann wurde und bis heute jungen Menschen seine Erfahrungen nahe bringt. Johanna Eichmann, die ehemalige Leiterin unseres Museums, würdigte die Verdienste und das großzügige Engagement Abrahamsohns für die jüdische Gemeinschaft. Das Gefühl der Verpflichtung denen gegenüber, die weniger Glück hatten, und die anhaltende Notwendigkeit heute, die Menschenrechte Aller zu schützen, hob Rolf Abrahamsohn in seiner Ansprache hervor.



»GESICHTER DER EINWANDERUNG IM REVIER«

Fotografien von Nevin Toy-Unkel und Dirk Vogel stellte unser Museum von Januar bis März 2012 aus: Zwei im Revier beheimatete Fotografen haben in den vergangenen Jahren Menschen porträtiert, die in diese Region eingewandert sind. Sie taten es aus unterschiedlichen Motiven und auf eine jeweils eigene Weise. Nevin Toy-Unkel, Fotografenmeisterin und selbst Tochter türkischer Eltern, hat mehrere türkische bzw.

türkisch-deutsche Paare oder Familien in ihren derzeitigen Lebenssituationen porträtiert. Zusammen mit Gülsün Subayi, die als Vierjährige nach Deutschland kam, hat sie die Menschen interviewt – über die



Ausgangssituation in Deutschland, ihre Gründe, die Türkei zu verlassen, den Umgang mit der Sprache. – Dirk Vogel, Diplom-Fotodesigner aus Dortmund, zeigt in seinen Aufnahmen, dass Juden sich nicht in jeder Lebenslage in einem jüdischen Kontext bewegen. Seit vielen Jahren pflegt er gute persönliche Kontakte zu jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen. Wir zeigten aus jeder Einwanderergruppe 15 Porträts, die durch kurze biografische Texte ergänzt werden.

VERWISCHTE SPUREN

»Verwischte Spuren – Erinnerung und Gedenken an nationalsozialistisches Unrecht in Westfalen – eine biografische Suche« war die Frühjahrsausstellung im Dorsten überschrieben. Vom 22. April bis 24. Juni 2012 zeigte das Jüdische Museum Westfalen eine Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen (Münster) zum Thema, wie das Erinnern an Nazi-



Unrecht heute aussieht. In Westfalen bilden weniger prominente Lebensläufe die Grundlage des regionalen Gedenkens. Auf Stolpersteinen, auf Gedenktafeln, aber auch in Straßen- sowie Schulnamen werden sie besonders sichtbar. Sie stehen für die Schicksale vieler, oft Namenloser. Die Ausstellung stellte eine Auswahl solcher Biografien vor und bot sie die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit einem Thema, das durch das Ende der Zeitzeugenschaft an Aktualität gewinnt. Sie zeigte beispielhafte Objekte, die mit Lebensgeschichte aus der Nazizeit verbunden sind – z.B. aus Kriegsgefangenenlagern und amtlichen Karteien – Zeugnisse von Menschen aus Westfalen und in Westfalen, die Opfer, Täter oder Zuschauer von NS-Verbrechen wurden.

JUGENDGESCHICHTSPREIS 2012

Auch 2012 wurde der Schülerwettbewerb des Museums erneut ausgeschrieben. Dazu sind die Schülerinnen und Schüler der verschiedenen Schultypen aus Westfalen, aber auch dem Rheinland, aufgerufen, ihre Facharbeiten,



Wettbewerbsbeiträge, Projekte u.ä., die einen thematischen Bezug zur deutsch-jüdischen bzw. lokalen jüdischen Geschichte und Gegenwart oder Religion haben, sich aber auch mit Themen aus der Zeit des Nationalsozialismus befassen können, beim Jüdischen Museum Westfalen einzureichen. Eine Jury wird die Arbeiten prüfen und die drei besten Arbeiten zur Prämierung vorschlagen. Einsendeschluss ist der 31. Juli 2012. Die Ergebnisse des Wettbewerbs werden im Dezember im Museum vorgestellt.